

Montag, 30. August 2010

Ich habe das Gefühl, ich kann nicht mehr so gut hoffen wie früher. Nicht mehr so groß. Die Hoffnungen, die mir heute Mut machen, sind kleiner, ich hoffe auch mehr in die Nähe. Für Menschen, die ich kenne. Dass jemand wieder gesund wird. Dass sie endlich einen Ausbildungsplatz bekommt.

In den 1970er und 1980er Jahren, da haben meine Hoffnungen weit hinaus gegriffen. Wie viele andere habe ich gehofft, dass die Welt im Ganzen besser werden möge und könnte. Das „Prinzip Hoffnung“ oder die „Theologie der Hoffnung“ haben das Lebensgefühl von vielen erwärmt und sie ermutigt, sich auch praktisch einzusetzen, damit aus Hoffnungen Wirklichkeit wird.

Hunger und Armut sollten aus der Welt verschwinden. Männer und(!) Frauen sollten Freiheitsrechte erhalten, überall auf der Welt. Diktaturen von der politischen Bildfläche verschwinden. Frieden und Gerechtigkeit einkehren.

Wir waren davon überzeugt, dass diese großen Hoffnungen in absehbarer Zeit wirklich werden könnten. Sie sind es nicht.

Im Gegenteil: Diese großen europäischen Hoffnungen und Utopien der Moderne sind müde geworden an der Realität. Und ohne konkrete Hoffnungsziele scheint auch die Kraft zu hoffen überhaupt müde geworden. Heute ist es doch schon eine große Hoffnung, dass die Katastrophe im Golf von Mexiko auf Dauer gestoppt bleibt. Schlechte Nachrichten scheinen die Kraft aufzuzehren, die man zum Hoffen braucht.

Aber muss das so sein, dass nach dem Verlust der konkreten Visionen der Moderne auch die Hoffnung als Lebenskraft ermüdet? Ohne große Ziele auch keine Hoffnung mehr?

Ich finde, Christen dürfen es nicht zulassen, dass ihnen die Hoffnung für die Welt als Ganzes abhanden kommt. Sie ist eine der großen Kräfte, die Christen immer wieder motiviert hat, die Welt mitzugestalten. Gerade auch in Zeiten, wo die Zukunft dunkel oder unbestimmt schien.

Ich habe nach gelesen bei Paulus, wo er die Kraft zu hoffen hernimmt. Die frühen Christen hatten eine große Vision gehabt, die auch ermüdet war. Sie hatten erwartet, dass Christus bald wiederkommen würde. Aber was sie erwartet hatten, es war nicht eingetreten. Aber Paulus ist überzeugt. Das ist kein Grund, das Hoffen aufzugeben. Er ermutigt jetzt erst recht dazu, indem er wörtlich schreibt.

Wir sind gerettet, doch auf Hoffnung hin. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld. Und dazu hilft der Geist unsrer Schwachheit auf. (Röm 8,24ff)

Ein amerikanischer Philosoph hat solch eine Haltung eine „radikale Hoffnung“ genannt. ‚Radikal‘ deshalb: Paulus hat keine konkrete Vision, die sich in absehbarer Zukunft erfüllen könnte. Auf die er direkt zustreben könnte. Trotzdem wurzelt er tief in Hoffnung. Hoffnung auf den unsichtbaren Gott, der für Paulus Zukunft verbürgt. Ihm traut Paulus zu, dass er die Welt als Ganzes vollenden wird. Wie, und wann, das kann er selbst nicht mehr sehen. Die Hoffnung auf Gott lässt ihn auf das Große geduldig warten und zugleich jeden Tag aktiv leben.

Diese Haltung ist beispielhaft: Wenn die großen Visionen der europäischen Moderne verblasst sind, heißt das nicht, dass unsere Welt keine gute Zukunft mehr hat. Diese Zukunft ist unvorhersehbar, die Zukunft ist offen. Aber es gibt sie. Auf diesem Fundament kann man radikal hoffen. Gott steht für seine Welt ein. Darum – so Paulus - kann man auf die Zukunft mit leidenschaftlicher Geduld warten.

Und hilft solch radikales Hoffen für den Tag? „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf“ schreibt Paulus noch. Dieser Geist beflügelt auch die praktische alltägliche Vernunft. Wenn ich von radikal positiver Hoffnung getragen bin, das ermutigt zu tun, was nachhaltig ist und notwendig.